

sich erweiternden geschlechtlichen „Erethismus“ sind, bis zu einem gewissen Grade verselbständigt (dissociated) werden. Bei der sexuellen Auslese ist in der Tierwelt die Irradiation des Paarungstriebes nach höheren Gebieten hin bis zu ausgesprochen ästhetischen Fähigkeiten fortgeschritten. Beim Menschen entspricht dem zunächst das Tätowieren, die Kleidung, der Schmuck etc. Es handelt sich dabei um eine relative Verselbständigung; denn solche Erscheinungen bedeuten als indirekte Mittel der Anziehung eine Verzögerung der sexuellen Klimax — sie bilden Symbole eines verfeinerten Empfindens. Dieselbe Fähigkeit, ein Objekt als Symbol zu verwenden, zeigt sich im Fetischismus; dabei ist die Symbolisierung des Sexuellen vor allem in den phallischen Religionen zu suchen. Ebenso herrscht der Symbolismus bei den Beispielen von pathologischer Sexualität vor, wo oft ganz heterogene Dinge zum selbständigen Fokus der Erregung gemacht werden. Die Extase ist das eigentliche Bindeglied zwischen Sexualität und Kunst. Sie ist dem Vorstadium der Kopulation im tierischen Liebesleben nahe verwandt. Nur ist in der Extase, diesem Kern der „Kunst-Psychose“, das, was ursprünglich Vorstadium ist, noch mehr verselbständigt, so daß auf diese Weise die Sexualität in der Liebe zum Schönen und in den Werken der Kunst sich selbst die wirksamste Hemmungsvorrichtung bereitet hat — eine für die Erziehung der heranreifenden Jugend wichtige Thatsache. — Aus dem an interessanten Einzelheiten reichen Aufsatz sind hiermit nur einige Hauptgedanken wiedergegeben. Daß der Standpunkt des Verfassers etwas einseitig ist, scheint mir die Kinderpsychologie wahrscheinlich zu machen, da das sexuell noch unentwickelte Kind schon Keime aller ästhetischen Thätigkeiten aufweist, Keime, die auch auf andere Weise biologisch erklärt werden können.

K. GROOS (Giessen).

K. UEBERHORST. **Das Komische.** Bd. I: **Das Wirklich-Komische.** Leipzig. 1896. Wigand. 562 S.

„Le secret d'ennuyer, c'est celui de tout dire“; besonders aber Alles zu sagen, mit alleiniger Ausnahme Desjenigen, was zur Sache dienlich und notwendig wäre.

Das vorliegende Buch will folgenden Satz beweisen: „Komisch erscheint uns ein Zeichen einer schlechten Eigenschaft einer anderen Person, wenn uns an uns selbst keines eben derselben schlechten Eigenschaft zum Bewußtsein kommt, und das keine heftigen unangenehmen Gefühle in uns hervorruft“ (S. 2—3). Nach einigen einleitenden Bemerkungen (S. 1—12) werden nun zunächst „die guten und schlechten Eigenschaften der Menschen“, an und für sich, ausführlich erörtert (S. 13—204). Der Verfasser ist offenbar von der Meinung ausgegangen, daß niemand wisse, was mit den einzelnen in der Umgangssprache als gut oder schlecht bezeichneten Eigenschaften gemeint ist; daher denn sämtliche Vorzüge des Körpers, des Geistes und des Charakters (etwa 70 an der Zahl) einzeln vorgeführt, durch Nominaldefinitionen erklärt und außerdem

noch durch eine ganze Reihe von Beispielen erläutert werden. So wird die Thatsache, „dafs die feste Gesundheit des Gesamtkörpers aus der seiner Teile besteht, und dafs von den letzteren bald dieser, bald jener von besonders schwacher Gesundheit sein kann“, noch dadurch verdeutlicht, dafs „solches bei dem einen für das Gehirn, einem anderen für die Augen, einem dritten für die Ohren, einem vierten für die Nasenschleimhaut, einem fünften für den Kehlkopf, einem sechsten für die Bronchien, einem siebenten für die Lunge, einem achten für das Herz, einem neunten für den Magen, einem zehnten für diesen oder jenen Teil der Gedärme, einem elften für die Leber, einem zwölften für die Nieren u. s. w., bei vielen Personen aber für mehrere dieser Organe der Fall ist“ (S. 14—15); so werden als Beispiele körperlicher Geschicklichkeit nicht weniger als 27 unproduktive und 49 produktive Bewegungskoordinationen angeführt (S. 18); so versäumt der Verfasser nicht zu bemerken, dafs zur Fertigkeit des Pfeifens „in erster Linie gehört, dafs man dessen überhaupt fähig ist und nicht, wie es öfters vorkommt, ein solches überhaupt nicht fertig bringt“ (S. 22); so wird der Leser ausführlich darüber belehrt, dafs es Zeichen von Dummheit seien, „wenn jemand längere Zeit mit einem harten Gegenstand gegen eine Fensterscheibe schlägt, in der Meinung, dafs sie dadurch nicht zerspringen könne; wenn er an einem dünnen Faden einen sehr schweren Gegenstand aufhängt, glaubend, dafs derselbe unter einer solchen Last nicht zerreißen würde, wenn...“, aber die acht weiteren Beispiele gleich einleuchtender Natur kann sich der Leser schon hinzudenken (S. 54). Und so geht es denn weiter. Von einigen gelegentlichen Bemerkungen abgesehen, verfolgt dieser ganze Abschnitt rein klassifikatorische Ziele; von einer „vollständigen Ethik als Tugendlehre“, welche das Vorwort verspricht, erwartet man doch etwas mehr.

Es folgen auf weiteren 320 Seiten (204—524) „Beispiele des Wirklich-Komischen aus der Litteratur“. Der Verfasser hat mit anerkennenswertem Fleifs 278 Zitate aus Romanen, Dramen u. dergl. zusammengestellt, welche mehr oder weniger (oft auch gar nicht) komisch wirken, und ausserdem eine oder mehrere der schlechten Eigenschaften exemplifizieren, welche man im vorhergehenden Abschnitt kennen gelernt hat. Er glaubt nun „durch die Fülle der vorgeführten Beispiele das erreicht zu haben, dafs niemand mehr an der Wahrheit des konstitutiven Faktors (seiner) Definition zu zweifeln im stande ist“ (S. 524). Es ist schade um den schönen Glauben; aber die blofse inductio per enumerationem simplicem ist nun einmal unter keinen Umständen hinreichend, die Wahrheit eines unbedingt allgemeinen Urteils zu beweisen. Was der Verfasser mit seinen 278 Beispielen aus der Litteratur bewiesen hat, ist einfach dieses: dafs schlechte Eigenschaften eines anderen bisweilen komisch wirken; dafs dem so ist, lehrt aber die alltägliche Erfahrung, und wird auch von niemandem bezweifelt. Wer also der alten aristotelischen Definition des Komischen wieder auf die Beine helfen will, hat etwas ganz Anderes zu thun, als immer mehr positive Instanzen herbeizuschleppen; er hat zu zeigen, wie die zahlreichen in der einschlägigen Litteratur aufgespeicherten negativen Instanzen mit seiner Theorie ver-

einbar sind, warum wir also etwa durch eine langweilige Rede, durch eine unklare Beweisführung, durch die dialektische Sprache eines Bauern uns nicht zum Lachen gereizt fühlen; er hat sich ganz besonders mit der von LIPPS hervorgehobenen wichtigen Thatsache auseinanderzusetzen, daß schlechte Eigenschaften Anderer, nicht wenn sie in Vergleich mit den unserigen, sondern wenn sie in Vergleich mit unseren Erwartungen sich als minderwertig herausstellen, komisch wirken. Jedoch der Verfasser ist mit seinen positiven Instanzen zufrieden und kümmert sich um das Weitere nicht.

Die übrigbleibenden 38 Seiten (524—562) bieten dann noch etwas Theorie. Das Ausbleiben der komischen Wirkung, wenn man die bei anderen erkannten schlechten Eigenschaften auch bei sich selbst vorfindet, sowie die Verdrängung des komischen Gefühls durch starke Unlustgefühle wird ausführlich erläutert; und schliesslich das Wesen der komischen Lust darin gesucht, daß wir die bei Anderen vermissten guten Eigenschaften uns selbst beilegen, und uns über den Besitz derselben freuen. Wenden wir diese Theorie auf die im Vorhergehenden als Beispiele bestimmter schlechter Eigenschaften angeführten litterarischen Erzeugnisse an, so gelangen wir zu merkwürdigen Resultaten. Wenn einige derben SHAKESPEARESche Zoten als „Beispiele von Mangel an Schamhaftigkeit“ und das HEINESche „Hohelied“ als „ein solches von Gottlosigkeit“ komisch wirken, so scheint zu folgen, daß an jenen der Schamhaftige und an diesem der Fromme den größten Spass haben wird. Ob das genau zutrifft, scheint mir doch etwas zweifelhaft. — Über eine andere Schwierigkeit hilft sich der Verfasser in eigentümlicher Weise hinweg. Es fällt ihm ein, daß wir auch über Mißbildungen und Abnormitäten bei Tieren und Pflanzen sowie über manches Ungewöhnliche anderer Art lachen; und da diese Fälle sich der aufgestellten Theorie nicht so leicht unterordnen lassen, muß für sie eine eigene, möglichst verwandte Erklärung gefunden werden. Der Verfasser nimmt an, „jenes Lachen (sei) ein solches der Freude über unser Wissen des Normalen, bezw. des Gewöhnlich-Vorkommenden“ (S. 550). Unserem Lachen über ein winziges Hündchen oder ein schwanzloses Pferd liegt also das erhebende Bewußtsein zu Grunde: ich weiß, daß die Mehrzahl der Hunde größer ist als dieser, und daß Pferde in der Regel Schwänze besitzen! *Credat Judaeus Apella!* Wenn unser Wissensstolz so kitzlich wäre, kämen wir einfach nicht aus dem Lachen heraus; namentlich aber müßte auch jede als normal oder als übernormal erkannte Erscheinung uns genau so komisch vorkommen, wie das schwanzlose Pferd.

Es ist möglich, daß die weiteren Bände, welche über das Scheinbar-Komische und über den Witz handeln sollen, etwas Neues bringen; von dem jetzt vorliegenden kann nur gesagt werden, daß er die Frage nach dem Wesen des Komischen genau dort stehen läßt, wo sie eben stand.

HEYMANS (Groningen).